

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 25 (1935)
Heft: 42

Artikel: Der "Mischtopf" der Nationen : das Völkerexperiment auf Hawaii
Autor: Wichert, R.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647963>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 05.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Autor der Stüde, die nach überlieferten bewährten Rezepten gemixt werden, ist eine Autorin: Frau Direktor bemüht sich persönlich. Es ist fast ein beklemmender Gedanke, daß eine Frau die Ströme Blutes entseßelt, die jede Aufführung in Brädl benötigt. „Was Fliegen sind den müßigen Knaben, sind wir den Göttern“, sagt Shakespeare, „sie töten uns zum Spaß!“ Ähnlich gleichgültig geht die Frau Direktor mit ihren Figuren um. Sie läßt nur so viele übrig, als für die letzte Szene unerlässlich sind. Aber es sind die Guten, Würdigen, wenn auch lange Verkammten, denen sie das Leben schenkt und meist das Schloß samt Grundbesitz des besieigten Gegners oder einen gesunden unermeßlichen Goldschatz dazu.

Es gibt keine Kunst, die nicht schon verspottet worden wäre. Die Brädl Kunst wird es auch. Eine als Bieroper aufgemachte Parodie auf sie beginnt: „Ich bin der Ritter Kruß — Im ziegelroten Bart, — Meine Tochter hat ein Gpusi — Mit Ritter Eduard“. Wenn die Rittertochter einem ihr Herz schenkt, spürt der Rittersvater den unwiderstehlichen Drang, ihn totzuschlagen. Ueber die Gründe läßt er sich nicht näher aus. Er hat nun mal die Antipathie. Manchmal liegt verjährter Familienzwist vor, Fehde oder ein Rache Schwur, manchmal bloße Personenverwechslung, die einen auch heute noch schnell und zuverlässig vom Leben zum Tod befördern kann, und das erst recht im finsternen Mittelalter konnte, das in der feststehenden Brädl Dramaturgie zunehmender Verfinsterung ausgelegt ist.

Wie bei Shakespeare sprechen die Herren in Versen, das Volk in schlichter Prosa. Vers und Prosa sind gut gemeint, womit alles zu ihrem Lob gesagt ist. Aber einer im Stück spricht Dialekt: es ist der Knappe, der manchmal von seinem ritterlichen Herrn einen Fußtritt in die hintere Breitseite und sonst Prügel bekommt, wo es welche zu beziehen gibt. Er hat es im Instinkt, diese Plätschen mit somnambuler Sicherheit herauszufinden, wie Baumbachs fahrender Gefell es im „Gehirne spürt, wo man trinkt den besten Wein, küßt die schönste Dirne.“ Sonst ist er der personifizierte Hausverstand und Mutterwitz, Hanswurst, wie er gelebt und gelebt hat, dummpfiffig, verliebt und gefräßig. Sein Darsteller überragt das Ensemble beträchtlich, das sonst nirgends über das Niveau bäuerlicher Dilettanten hinausreicht. Die zweitgrößte Rolle, wenn man von dem sehr angestregten Souffleur absieht, spielt das Publikum. Bauern, Gevatter Schneider und Handschuhmacher, Studenten von der Innsbrucker Hochschule mit ihren „Flammen“, Ladenmädchen und Touristen, bunt gemengt. Die Fremden müssen sich erst in die Hauszitte finden. Es hört im Brädl Musentempel nicht im mindesten, wenn ein Darsteller, den der Stückschreiber über die Hitze lamentieren läßt, ein Krügel Bier auf die Bühne gereicht bekommt und es erst austrinkt, bevor er im Spiel fortfährt. Jeder „Tote“ bekommt seinen „Abgangs“-Applaus und sein unheiliges Ende wird zur Wiederholung verlangt, zuweilen ein paarmal, besonders bei ungewöhnlicher Todesart. Ganz so ist es in der Wiener Hanswurstbude auf dem Mehlmarkt zugegangen. Es ist verbürgt, daß dort die Zuschauer einer „Agnes Bernauerin“, von der Schlussszene, wo die unglückliche Frau in die Donau geworfen wird, nicht genug bekommen konnten, daß die Darstellerin, die sich schmerzhaft gestoßen hatte, endlich streifte, aber sich zur Fortsetzung der hochnotpeinlichen Probeur bereit fand, als im Publikum zu ihrem Benefiz „abgesammelt“ wurde.

Jüngst las man, daß ein spekulativer Theaterdirektor die Brädl nach Wien gebracht hat. Das war keine Kulturtat. Aber der Wiener war immer für seine „Hex“ zu haben und es ist bezeichnend, daß das Wort, womit man eine ausgelassene Lustbarkeit bezeichnet, von den früheren Tierheken herkam. In Brädl selbst wirkt dieser seltsame Musentempel originell, in der fremden Stadt wird nur das Unzulängliche Ereignis und peinlich spürbar. Der geschäfts-

tüchtige Manager dieses Gastspiels hat dies aufgetragen; auf dem Theaterzettel stand zu lesen: „Es wird sooft gestorben, wie das tit. Publikum es verlangt.“

Da ist ungleich freundlicher, was sich in Brädl selbst begab. Man spielte eine „Genosova“. Der treue Knappe sucht die arme Frau. Er pocht an eine Waldbütte. Von drinnen wimmert ein leises Ja? und der Knappe fragt: „Frau Genosova, seid Ihr's?“ Sie, unsichtbar: „Ja.“ Der Knappe bittet: „Kommt doch heraus, edle Frau!“ „Ich kann nicht ...“ „Warum nicht?“ Leise und verschämt die Antwort: „Ich bin nackt!“ Die Galerie unterbricht mit Applaus und Rufen: „Aussi muß sie!“ Endlich erscheint sie, aber sie hat sich mittlerweile angezogen. Enttäuschung rauscht durchs Haus

Das ist Brädl. Ein armseliger Splitter aus dem Kronradem der Kunst, aber gefaßt in den doppelten Zauber der Landschaft und der Spielfreude einfacher Leute. Ein Lump gibt mehr, als er hat.

Herbstlaub.

Von Hermann Hofmann.

Noch einmal schaut im Niederjinken
Die Sonne über Wie' und Wald.
Im Strahlenmeer die Blätter blinken,
Ein Liedlein durch den Abend hallt.

Die braunen Buchenblätter trinken
Das letzte Licht und ahnen kaum,
Daß Schweigen wird der Sang der Finken
Und schlummern werden Bach und Baum.

Im weichen Abendwehen winken
Sie noch ins lichtbestrahlte Land;
Sie sehen fern die Sonne sinken — — —
Und fühlen nicht des Todes Hand.

Der „Mischtopf“ der Nationen — das Völkerexperiment auf Hawaii.

Die synthetischen Inseln. — Der größte Versuch zur künstlichen Umgestaltung eines grossen Lebensraumes.

Die Hawaii-Inseln im Pazifik sind in den letzten Jahren immer mehr in den Brennpunkt des öffentlichen Interesses gerückt. Je mehr sich das politische Schwergewicht nach dem Pazifik und dem Fernen Osten verschiebt, desto größer wird die Bedeutung dieses amerikanischen Gibaltars im Stillen Ozean, das bei künftigen Auseinandersetzungen zwischen Amerika, Japan, Rußland und China eine große Rolle zu spielen bestimmt ist. Aus diesem Grunde ist der heutige Aufsatz besonders interessant und aktuell.

Von den Hawaii-Inseln hören wir, seit sie amerikanisch geworden sind, selten mehr als die Botschaften der Reklame für Waikiki-Beach, Royal Hawaiis Hotel und Kilanua Volcano mit dem berühmten Feuersee. Das sind gewiß fabelhafte Dinge, aber die Schönheit der vom Globetrotter-Betrieb unberührten Insel Kaula mit ihren Hochtälern und Hochwäldern ist ein größeres Erlebnis, als die first-class Sehenswürdigkeiten des rührigen Hawaii-Tourist-Bureaus und als die dreiviertel tropische Vegetationspracht, die diese Inseln mit anderen Gegenden teilen.

Einzigartig sind diese Inseln durch die Abgeschlossenheit von den nächsten Kontinenten und Inselgruppen, durch die Geschichte ihres reichen pflanzlichen und tierischen Lebens, das sich hier auf eigene Faust („endemisch“ nennt die Wissen-



Hawaii wird häufig von furchtbaren Stürmen heimgesucht, die grossen Schaden in den Pflanzungen anrichten. Unser Bild zeigt eine vom Sturm verwüstete Kokosplantage.

schaft das) entwickelte, und drittens durch die Gegenwarts-geschichte des hawaiischen Lebens, das vollständig auf einer von Menschen eingeleiteten und durchgeführten künstlichen Synthese beruht. Dieses durch und durch „moderne“ und künstliche neue Leben überlagert eine immer mehr erdrückte Schicht von ursprünglichen einheimischen Lebensformen, die auch ihrerseits, aber vor langer Zeit, durch Synthesen, durch Zusammentreffen von vielerlei Elementen entstanden sind. Die neue Lebensgemeinschaft, die der Weiße hier künstlich geschaffen und unter Aufopferung der alten zu vollenden strebt, bildet eins der großen Experimente, die der endgültigen Umgestaltung des Erdrumes durch den Menschen vorausgesehen. Was auf diesen synthetischen Inseln mit Menschen, Tieren und Pflanzen geschieht, das ist auch praktisch von Interesse, es ist die experimentelle Schaffung einer neuen vollständigen Lebensgemeinschaft im günstigsten Klima.

Eine solche experimentelle Synthese ist für unsere Beurteilung der Zukunft sehr wichtig, denn über kurz oder lang wird die beständig an Zahl zunehmende Menschheit daran gehen müssen, die noch verfügbaren klimatisch günstigen Erdräume in „rationeller“, d. h. in günstigster Synthese mit Menschen, Tieren und Pflanzen zu besiedeln. Die technischen Hilfsmittel der Bewässerung, Kühlanlagen, Sortenauslese, Kulturmethoden usw. sind heute schon weit genug entwickelt, aber wichtiger als die besten Hilfsmittel ist die richtige Synthese.

Auf dem Territorium der hawaiischen Inseln ist ein solches Experiment der Zusammenfügung einer neuen Lebensgemeinschaft in vollem Gange und wenn auch heute dringendere Sorgen die Menschheit erregen, so wird doch das allgemeine Interesse sich diesem Experiment zuwenden müssen, das zurzeit eine recht böse Krise durchmacht. Die wirtschaftliche Krise ist fühlbar wie in aller Welt, verschärft dadurch, daß die allzu schnell und mächtig gewachsene Produktion einer Luxusfrucht, der Ananas, vollständig zum Erliegen kam. Dazu kommt eine menschliche Krise, der Ausbruch von Feindseligkeiten zwischen der farbigen Mischbevölkerung und der weißen Oberschicht: Überfälle auf weiße Frauen, Mordtaten, Verlagen der farbigen Polizei, alles konzentriert sich auf die Hauptinsel Oahu und die Hauptstadt Honolulu. Die Insel beherbergt fast zwei Drittel, die Stadt Honolulu mehr als ein Drittel der Gesamtbevölkerung des Territoriums.

Überall überwiegen bei weitem die eingeführten, nicht die einheimischen Farbigen, und nicht die Weißen. Die Zahlen sind: 137,000 Japaner, 63,000 Filipinos, 28,000 Portugiesen (meist von den Azoren als Arbeiter importiert), 27,000 Chinesen, 6000 Koreaner, 6700 Portoriko-Leute, 28,000 hawaiische Mischlinge. Sie stehen 46,000 Amerikanern und Europäern (ohne Portugal) und nur 22,700 reinblütigen Hawaiianern gegenüber. Das ist der Inhalt des berühmten „melting pot of Hawaii-nee“ (Mischtopf von Hawaii). Hawaii-nee ist der ganze Archipel im Gegensatz zu der Insel Hawaii.

Von einer Verschmelzung der genannten Rassen ist vorläufig nicht viel und jedenfalls nichts Erfreuliches zu bemerken. Die Mischlinge übertreffen zwar an Zahl die Gesamtheit der Eingeborenen, sie sind aber viel weniger erfreulich als die schöne und freundliche Rasse der Hawaiianer.

Wenn man die unendlichen Kindercharen der Orientalen, besonders der hiesigen Japaner, sieht und die vorzüglichen Schulen und Turnplätze, die ihnen allen kostenlos offen stehen, so gewinnt man den Eindruck, daß die Zukunft hier den gelben Menschen gehört. Hawaii, als Festung und Flottenbasis den Amerikanern absolut unentbehrlich, ist eine harte Nuß für die Regierung in Washington, nicht nur in der gegenwärtigen Krisis. Die Völkermischung in diesem „melting pot“ ist jung; erst vor hundert Jahren kamen die amerikanischen Missionare, und erst deren Söhne wurden die großen Zudeppflanzer, die Tausende von farbigen und portugiesischen Arbeitern als Aufseher einführten. Und wenn die



Reinrassiger Hawaiianer bei der Feldarbeit.

allzu bunte und disharmonische Mischung auch nicht verschmelzen will, so zeigt sich doch schon heute eine gleichgesinnte Veränderung der eingeführten Rassen, ähnlich wie

auf dem amerikanischen Kontinent die Einwanderer in wenigen Generationen körperlich und geistig sich wandeln. Messungen an auf den Inseln geborenen Japanern ergaben Zunahme der Durchschnittsgröße und Verändern der Schädelmaße!

Die Prognose, die man diesem Lande stellen könnte, wäre günstiger, wenn die jetzige soziale Gliederung sich einigermaßen aufrecht erhalten ließe. Aber dieser komplizierte Organismus wird heute von mehreren Seiten bedroht; die Wirtschaftskrise schwächt empfindlich die Plantagengesellschaften und die weiße Oberschicht, die Rassen vertragen sich nicht, und der Haß und die beständigen Reibereien begünstigen die Entstehung einer illegalen „Unterwelt“. Aber die ernsteste Gefahr auf diesen synthetischen Inseln kommt von einer ganz anderen Seite und zeigt vorläufig ein freundliches und gut gewaschenes Gesicht. Von den 370,000 Einwohner sind 85,000 Schulkinder, davon besuchen 74,000 die schönen luftigen und hellen Schulen der Regierung (die dafür 60 Prozent der gesamten Steuern verwendet). Da die weißen Kinder meistens in Privatschulen unterrichtet werden, so bedeutet die hohe Schülerzahl der öffentlichen Schulen, daß jährlich eine ganz unverhältnismäßig große Zahl von Farbigen heranwächst, die für die soziale Aufgabe der hier eingeführten Orientalen verdorben sind, sie werden sicherlich nicht Plantagenarbeiter oder Reisbauern werden, wie ihre Väter, sondern Beamte, Stenotypisten, Reporter, Politiker usw. Wenn man das als Aufstieg betrachtet, wie es üblich ist, so ist dieser Aufstieg jedenfalls in diesem experimentellen Lande von sehr beschränkter Erfreulichkeit: einzelne Talente und Persönlichkeiten mögen sich entwickeln, aber als Ganzes resultiert ein halbgebildetes, keineswegs glückliches, farbiges Proletariat, das in einem so kleinen Gemeinwesen eine enorme Gefahr bedeutet — dazu die Notwendigkeit immer neuer Einfuhr von farbigen Arbeitern für die großen Plantagen.

Das synthetische Völkereperiment auf Hawaii scheint vorläufig einen Mißerfolg zu bedeuten, von jedem Gesichtswinkel aus gesehen — mit Ausnahme des japanischen!

Dr. R. Wichert.

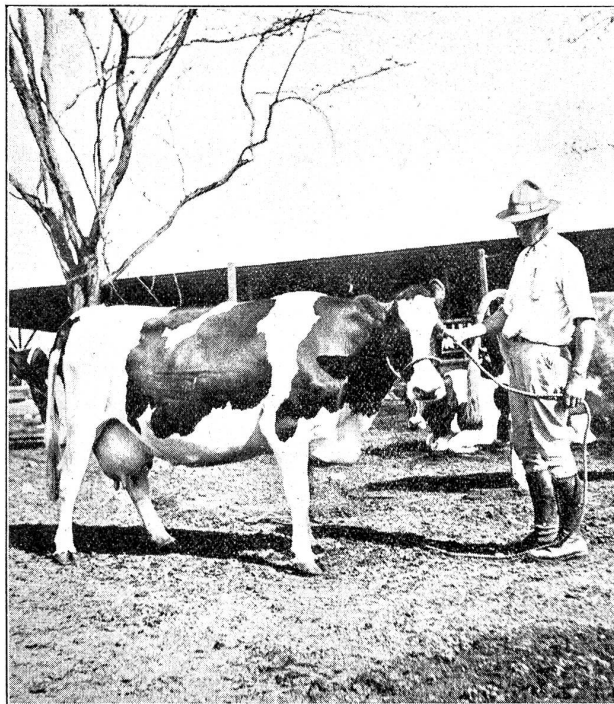
Ist es heiss in Abessinien?

Krieg und Wetterverlauf. — Was bedeutet die abessinische Regenzeit.

Von Rex Campbell.

Man hörte viel davon und las es in den Zeitungen, daß der Krieg in Abessinien frühestens nach Ende der „Regenzeit“ ausbrechen werde. Man weiß, welche Wetterunbill im Weltkrieg ertragen wurde, standen doch damals auch afrikanische und asiatische farbige Truppen im kältestarrenden Winter im Frost der Ostkarpathen und der Alpen. Man kennt auch die satyrischen Bilder, die, zum Lachen reizend, zeigen, wie die alte Bürgerwehr in den Städten bei Regenwetter die Schirme aufspannt. Warum kann also gerade der abessinische Regen Kriegsoperationen verhindern?

Nun, dieser abessinische Regen ist ein ganz besonderes Naß. Er muß nicht erst von den Meteorologen errechnet oder „vorausgesehen“ werden. Er kommt pünktlich, fast auf den Tag. 30 Prozent der Niederschläge des Jahres fallen im August allein, im Sommer zusammen 65 Prozent. Die Menge der Niederschläge ist sehr ergiebig, sie steigt im abessinischen Hochland bis zu 15,000 Millimeter an. Im Norden des Landes dauert die Regenzeit von April bis September. Diese Regelmäßigkeit des Regenwetters, die an Konsequenz und Mengen den berühmten Salzburger Schnürlregen weit übertrifft, hat drei für die gegenwärtige Kriegsfage sehr entscheidende Folgen.



Seltsamkeiten der synthetischen Insel. Holsteinische Kühe auf Hawaii.

Erstens schafft sie mittelbar das wesentliche Streitobjekt: die Regengüsse liefern nämlich und zeitlich pünktlich die großen Wassermengen des Tanasees und auch des Blauen Nils, der aus dem Tanasee kommt. Die Pünktlichkeit dieser Auffüllung des Stromes reguliert und erklärt auch die Regelmäßigkeit der Flutzeiten des Nils, die für die Bewässerung auch des ägyptischen Stromgebietes und für dessen Baumwollkulturen so wichtig ist. Deshalb wollen weder England noch Ägypten dieses Regenland aus ihrem Einflußkreis verlieren, was immer wieder den italienisch-abessinischen Konflikt so sehr kompliziert hat.

Und die Kriegsführung?

Die Regenzeit ist der Winter Abessiniens. In unseren Sommermonaten Juli und August zeigt selbst Addis Abeba die tiefsten Temperaturstände, die Schneegrenze des Hochgebirges geht tief herunter. Der Verkehr ist in dieser Zeit gehemmt, die schlechten Straßen werden unwegsam, die verhältnismäßig primitiven Wälle und Brücken werden weggeschwemmt, ganze Landstriche verwandeln sich in manntiefen Morast. Das bedeutet, daß es in dieser Zeit weder für Mensch noch Tier Wege gibt, keinesfalls aber für Tanks oder auch nur für Automobile, sicher auch keine natürlichen Landungsmöglichkeiten für das Flugzeug. Dazu kommt, daß die Regenfälle fast täglich von Wolkenbrüchen und Gewittern begleitet werden, wobei der Mangel an Blichableitern eine neue Gefahr bildet. Und überdies, ganz eigentümlicherweise, noch eine kriegshemmende Tatsache: die Regen fallen fast durchwegs, — etwa 90 Prozent aller Niederschläge, — zur Tageszeit, so daß nur die tiefdunkeln Nächte für den Vormarsch durch das Sumpfsgebiet blieben Auch mittelbare Folgen wirken sich am Ende der Regenperiode schwer genug aus. Sobald die morastig gewordene Erde trocknet, kommen im September und Oktober die Moskitos. Sie sind die Träger und Verbreiter des gefürchteten Fieberkeimes. Eine Kriegsführung, die vor Oktober einsetzt, hat auch damit zu rechnen, besonders europäisches Militär, daß es gegenüber dieser Infektion weit weniger immun ist als ein eingeborenes Heer.